

Reimer Boy Eilers

Mit Magellan

Oder wie ein FRIESISCHER FISCHER
ein Unglück auf See hat und anschließend für
dumm verkauft wird, so dass er in SEVILLA landet
und gezwungen wird, sich bannig schlau
zu machen und UM DIE WELT zu segeln,
wenn er FRIESLAND und die JUNGFER PEERKE
jemals wiedersehen will

Ein Lied der See, der Liebe und des Wissensdurstes

Reise um die Welt in fünf Teilen
Band 2

Roman



Originalausgabe
März 2024

Gefördert durch ein Hamburger Zukunftsstipendium
der Behörde für Kultur und Medien in Zusammenarbeit
mit der Hamburgischen Kulturstiftung

Kulturmaschinen Verlag
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Ochsenfurt
www.kulturmaschinen.com

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen
und der Literatur.

Lektorat: Christine Sterly-Paulsen
Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson
Umschlagabbildung: Jörg Meyer
Eingestellt bei BoD

978-3-96763-238-5 (kart.)
978-3-96763-239-2 (geb.)
978-3-96763-240-8 (.epub)

BAND 1

Großer Vorsatz

Erstes Buch: Die Ausfahrt
Vom Hilligen Eylandt nach Sevilla

BAND 2

Zweites Buch: Das Paradies
Vom Guadalquivir zum Landt Presil

BAND 3

Drittes Buch: Die Meerenge
Von der Bahia Rio de Janeiro zur Magellanstraße

BAND 4

Viertes Buch: Das große Wasser
Von Feuerland bis zu den Diebsinseln

BAND 5

Fünftes Buch: Der Unheilstern
Im Lazarus Archipel, auch Philippinen

Ausklang betreffend Don Pay

INHALT

BAND 2

Zweites Buch: Das Paradies

Die schwarzen Schiffe.	15
Salutschüsse	27
Der Sekretär.	51
Der Kosmologe	65
Reede von Sanlúcar	75
Die fromme Gala	85
Lazarus.	99
Ins ozeanische Meer	109
Die Rossbreiten	125
Trocci der Librettist	139
Der Sklaventreiber	159
Die Kanaren.	169
Die Kapitänsjunta	189
Kursschwankungen	205
Die Ampolleta	225
Die Marienrose	239
St. Elmos Feuer.	259
Die Vinzenz-Zunge	273
Sed preso!	285
Der Wasserdrachen.	299
Botafogo	317
Falsche Molukken	337
Cunhapora de Presilia	351
Das Rad	365
Nut und Fuge.	377

Ein jeder spricht nach Dünken und nach Meinen,
doch alle sich in Todesangst vereinen.
Nach Zypern, Rom, Galicien will man wallen,
zum Sinai, nach Compostell' ans Grab,
zur Jungfrau von Ettino und zu allen
den heil'gen Stätten, die es sonst noch gab.
Inzwischen fliegen sie empor und fallen
mit ihrem Schiff vom Himmel schier herab.

Doch Hoffnung wollte neu hervor sich wagen
jetzt bei St. Elmos frommem Feuerschein;
den sahen sie am Vorschiff hängen,
denn weder Masten gab es mehr noch Segelstengen.

(Wieder von einem Italiener, wenn ich mich recht entsinne. Unsere tüchtigen Vettern im Süden, bei Pigafettas Venedigern um die Ecke, haben Spaß am Reimen. Ich habe aus Schierschandudel eines Tages die Verse aufgeschrieben, die der Ritter Pigafetta, selber Italiener oder Venezianischer Spion, gerne laut daher sprach: Der Rasende Roland, so kannte er den poetischen Sermon.)



Don Fernando. Man trat ihm als Schiffskind nicht gerne unter die Augen – wie man auch einem brennenden Dornbusch nicht unbedingt naherückt. Der Skolopender guckt halt allzeit feurig, vielleicht legte Don Fernando den Seedrachen daheim bei seiner Beatrix ab. Beim Abschied in Sanlúcar sah ich die beiden tanzen. In seiner Kapitänskajüte soll er einen Vogel beherbergen, der ständig in seinem Bauer sitzt. Nur zum Sprechen kommt er heraus. Er ruft dem Generalkapitän eine kurze Warnung zu und verschwindet wieder.

ZWEITES BUCH

Das Paradies

Vom Guadalquivir zum Landt Presil

*Montag, 10. August 1519
bis 28. November 1520 A. D.*



*Bitteschön: Dantes poetisch gedrechseltes Kreuz des Südens,
wie wir es unter Gottes freiem Himmel fanden.*

Die schwarzen Schiffe

Bu iza – o – dio,
ayuta noy – o – que somo,
servi soy – o – voleamo,
ben server – o – la fede,
de cristiano – e – malmeta.

(Was wir Schiffskinder auf den spanischen Karavellen beim Segelsetzen und Ankeraufholen singen. Man muss die Gesänge der Mannschaft nicht verstehen, Hauptsache auf – o – wird angepackt, damit gebrast wird oder die Ankertrosse einkommt. Im Großen und Ganzen ist es der übliche Wunsch, dass Gott uns helfen möge, denn so wie wir dem Segel dienen, so auch dem Glauben, heißt es da.)

Am Montag, den 10. August, dem Tag des Heiligen Laurentius, im Jahr 1519 nach unserer Erlösung, ich tue noch vier Glasen dazu – also gegen zehn Uhr morgens nach den Schlägen der Kirchenglocken gezählt – wurden die Laufplanken eingezogen. Dann warfen wir die Leinen los, um den Hafen von Sevilla zu verlassen. In den Mienen der Mannschaften mischten sich Stolz und Ungläubigkeit und eine bange Erwartung. Frau Sehnsucht und ihre magere Stiefschwester, der Abschiedsschmerz, waren an Bord, das ist geschenkt. Frau Hoffnung grüßte, doch war sie ein wenig hohlwangig und schaute grämlich drein, weil sie von den Buben zu oft betrogen wurde. Lange vor meiner Ankunft in dieser Stadt hätte die Armada bereits in See stechen sollen, so war es zwischen dem Generalkapitän und dem Kaiser vereinbart gewesen. Kaum mag ich mir vorstellen, was das für mich bedeutet hätte, um wie viel gradliniger mein Leben verlaufen wäre, bei allen Bögen, die es bis zu diesem Zeitpunkt bereits genommen hatte. Längst würde ich wieder hoch und trocken auf der Roten Klippe sitzen, und von meinen Schiffsreisen in Europa – von der Elbe bis zum Guadalquivir – würde ich gewisslich keine einzige Periode zu Papier bringen, allein schon

deshalb nicht, weil ich die Mönchskunst erst auf der Fahrt mit Magellan erlernen sollte, als wir unterwegs unser Winterlager im kalten Süden von Amerika aufschlugen und mein Meister al Gharb seinen Rohrstock schwang.

Ich tue einen Eid zum Schöpfer aller Dinge und zu den Heiligen Evangelien, dass ich nichts von dem gewollt habe, was auf den folgenden Seiten steht. Ja, warum habe ich es dann überhaupt festgehalten? Die erzählte Geschichte ist die Mutter der Wahrheit, so sie nicht mutwillig erstunken und erlogen ist – was meine liebe leibliche Mutter auf dem Hilligen Eylandt sehr missbilligen würde – eine Geschichte ist die artige Nebenbuhlerin der Zeit, wenn sie die Taten aufbewahrt, uns damit belehrt und uns für künftiges Handeln eine Warnung mitgibt.

Ihr Lieben auf der Roten Klippe, auch ohne Eidschwur könntet ihr darauf vertrauen, das ich mir die größte Mühe mit der Stimmigkeit gegeben habe, um Lug und Trug und einfach dummes Geschwätz fernzuhalten. Im Verlaufe meiner Bemühungen musste ich jedoch feststellen, dass die Wahrheit recht sperrig beschaffen ist, und überdies als ein wirklicher Gestaltwandler daherkommt, von dem ich später auf den Philippinen Kenntnis erlangte. Manchmal wehrt sie sich wie ein Krebs, der alle Achte, samt den Kneifern, von sich streckt, wenn man ihn packt. Dann wieder gibt sie sich glitschig wie ein Aal und lässt sich gar nicht erst festhalten, sobald man ihrer gewahr wird. Seid also so gütig, und nehmt meine arme Bemühung als das Ganze.

Nicht jedermann verträgt den Strich auf dem Prüfstein der Wahrheit. Ihr habt euren eigenen freien Verstand und seid mir überdies herzlich zugeneigt, was ich von fremden Lesern nicht unbedingt erwarten dürfte, insofern habe ich Glück und die Zuversicht, bei euch mit meinem Buchstabengemälde in den rechten Händen zu sein, damit ihr ohne Missgunst Kenntnis von den Vorgängen nehmen könnt, die eines seligen Angedenkens würdig sind.

Betrug und Verrat und allerlei Verwicklungen am spanischen Königshof mussten geschehen, um mich endlich auf die Schwarzen Schiffe zu bringen und rund um die Welt zu schicken. Wenn

die Diplomaten, Durchstecher und Purpurträger mich um meine Meinung gebeten hätten – ach, du mein Heiland, viel zu viel Aufhebens um meine Person. Doch ein gemeines Schiffskind fragt niemand.

Erst hatte es bei der Ausrüstung der Expedition eine nicht enden wollende Reihe von Pleiten gegeben, auch Sabotage und politische Missliebigkeit waren im Spiel gewesen, das allgegenwärtige Beutelfüllen der Amtsträger oder verschiedene Unterfangen, mit dem Judenspieß um die Wette zu rennen, was in Sevilla die Umschreibung für Wucher treiben ist. Und nicht zu vergessen die Agententätigkeit portugiesischer Spione. Die Beamten des Indienhauses und der Versorgungstross, der die schwarzen Schiffe ausrüstete, waren die Ameisen der Geschichte, und wie die Ameisen in Wald und Wiesen waren sie nützlich und lästig zugleich. Ja, auch sie konnten beißen und spritzten ihr Gift.

Am Ende hatte sich Don Fernando gegen alle Hindernisse und Widrigkeiten des Geschäftes, und mehr noch der spanischen Politik, durchgesetzt. Das Wichtigste scheint mir – dem Seemann – gewesen zu sein, dass der Kaiser in allen Konflikten zu ihm gehalten hat, was fast zum Verwundern ist, wenn man bedenkt, dass die Majestät noch ein Jahr jünger war als ich, erst bannig kurz im Amt, als Kaiser sozusagen ein Moses und umgeben von widerborstigen, bösen und intriganten Männern, denen die Jahre auf dem Buckel lagen und die Hummersuppe im grauen Barte hing. Bis ich da klug wurde, das hat geraume Zeit gedauert, und ich musste viele Stunden Nachhilfe nehmen, bei wem, da war ich nicht wählerisch. Irgendwann erfuhr ich, dass der mächtigste dieser widrigen alten Männer, seines Zeichens ein Kirchenmann, einen Sohn gezeugt hatte, sagen wir gleich einen eitlen und hochmütigen Bastard, den hatte er nun im Mannesalter unserer Armada der Molukken untergeschoben, und dieser Bastard auf hohem Posten sollte sich im Verlauf der Reise als Magellans größter Widersacher entpuppen. Es geht traurig zu in einer Welt, in der sich Bastarde und Konvertiten stets zum Äußersten beweisen müssen, und niemand achtet stärker auf Etikette als sie, niemand ist besser gekleidet und niemand wird

leichter durch ein Wort gekränkt; ich meine, in Wahrheit sind sie untröstlich.

Soll ich noch hinzufügen, dass ich diesem adligen Bastard längst in einem Badehaus in Amsterdam begegnet war? Das ist natürlich für niemanden wichtig, außer für mich selber. Und für Qivitoq, meinen Schicksalsgenossen und Blutsbruder von der Frostinsel. Und für Nimmersatt, meinen vierbeinigen Gefährten durch dick und dünn. Denn Don Juan de Cartagena, der illegitime Bischofssohn, hatte mich wiedererkannt. Und er hatte uns in Sevilla auf Magellans Schiffe befohlen.

Aus Anlass unserer Abfahrt hatte der Generalkapitän eine neue Weltkarte in der Studierstube und Werkstatt des Bakkalaureus Falero herstellen lassen. Zwei Details waren entscheidend: die Lage der Gewürzinseln, die er im Fernen Osten in der spanischen Welthälfte verortete, und der Paso, die amerikanische Meerenge, wieder einmal nur ungenau markiert, denn der Herr Magellan wollte sein Geheimnis nicht vorzeitig preisgeben. Aber das Wichtigste: Es gab ihn, den Paso! Die Karte bewies es. Magellan betrachtete sie als Geschenk für seinen großen Gönner, er hatte das neue Pergament der Welt zusammen mit ein paar goldenen Zirkeln – zum Abstecken der Breitengrade – an den Kaiser in Valladolid gesandt.

Und ich? Wenn ich innehalte und lese, was ich gerade aufgeschrieben habe, kommt es mir fremd vor, das soll alles von meiner Hand stammen? Dieser Haufen an Buchstaben mit vielerlei Bedeutungen und ebenso vielen Stolpersteinen? Ich muss erst noch die Knoten lernen, sagt das frischgebackene Schiffskind, den Palstek und den Webeleinstek – und welchem davon ich in luftiger Höhe der Masten mein Leben anvertraue. Gewiss, es macht Spaß, die Feder zu führen, beinahe so, wie eine verbotene Kunst auszuüben, schließlich ist die Schrift für mich daheim auf der Insel ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, aber nun gleich lange Sätze über das Weben und Wirken in der weiten Welt? Mein Lebtage hatte ich kein Wort über einen Kaiser verloren, oder habe ich doch mal ein Märchen meiner Amme Gintje nachgeplappert? Mag sein, sie schwatzte viel; und wenn ich auch hinzufüge, dass

mein Leben noch nicht lange währt, kaum zwei Dutzend Jahr', und mein Lehrer in Sevilla mich kürzlich noch Bursche und Jungmann genannt hat, weil er ein Ironiker ist, wenn auch mit Herz, so habe ich mir bereits ein weiteres Märchen angelacht, denn ich besitze als Resultat meiner bisherigen Irrfahrt sogar die Locke eines Kaisers, jedenfalls wurde mir das von der ehrbaren Frau Jaqueline Mette in Amsterdam glaubhaft versichert. Abgeschnitten habe ich sie dem gesalbten Haupt des Fürsten nämlich nicht selber, wie sollte sich das auch zugetragen haben? Aber Frau Mette hat's getan. Das macht die Liebe oder vielmehr die Liebelei. Sie ist wahrlich eine Himmelsmacht, die alles einzuebennen vermag, jedenfalls für den Moment. Es steht schon bei dem alten Judenkönig Salomon, was sie vermag.

Also ich, mit Verlaub? Ach, du meine Güte! Was soll ich zu mir sagen, liebe Jungfer Peerke, die du an meiner Statt hoch und trocken zu Hause auf der Roten Klippe sitzt? Du bist mir der wahre Hafen, das Vorbild und eine große Sehnsucht, das schwöre ich bei den Meereswesen der Jungfrauengrotte, die wir gemeinsam aufgesucht haben, unten am roten Klippenfuß, und wo wir uns das erste Mal küssten, und, ja, denke auch du an mich. Lies ein letztes Mal drei Kreuze als Pay Edel. Das ist ein Abschied und ein Aufbruch. ... +++ ... Das bin ich. also, ich bin's nicht voll und ganz in meiner hochwohlgeborenen Wenigkeit, nur in recht ärmlicher Verkleidung, denn zu meiner Zeit in Sevilla, deren Verabschiedung hier mein Gegenstand ist, konnte ich mich noch nicht in Wendungen zu Papier bringen und musste mich mit den Kreuzen bescheiden, – ebenso wenig wie ich bislang das Schwimmen beherrschte, jene Wasserkunst, die mir der Klabautermann, in Gestalt meines Neffen Jonas, als der Kleine die Windpocken hatte und feurig rot im Gesicht war, also was der Klabauter mir vor meinem Schiffbruch in der Nordsee ans Herz gelegt hatte. Wenn mich damals ein holländisches Schiff gerettet hat, bevor ich versoff, so war das Segen und Fluch zugleich, denn mit dieser Rettung begann meine Irrfahrt, die mich nach Amsterdam und stets weiter fort von dir und schließlich nach Sevilla und auf Magellans Schiffe geführt hat.

Als nun die Armada ablegte, um mit feierlichem Aufwand von Sevilla abzugehen und dieser Irrfahrt ein neues, noch größeres und unwahrscheinlicheres Kapitel hinzuzufügen, wobei die Unwahrscheinlichkeit nur für mich selber galt, wenn ich mein Schicksal betrachtete, nicht aber für die Schiffe, auf denen Kielgesinde aus ganz Europa diente, sei's drum – bei der Abfahrt hatte ich kaum einen winzigen Schimmer davon, was mich erwartete. Und das ist auch besser so, ich hätte sonst nicht schlafen können. Mittlerweile bin ich geübt im Schwimmen und Schreiben, doch ob ich damit glücklicher auf dieser Erde bin als zuvor, mag ich bezweifeln. Vielleicht bedeutet Glück einfach zu überleben. Aufrecht zu stehen, wo Freund und Feind ringsum am Boden liegen. Immerhin besitze ich hier am anderen Ende der Welt, wenige Inseln vor den Molukken, Papier und Tinte und kann dir manches erzählen, auch wie ich an das Schreibpapier geriet, was allein wundersam genug ist. Doch alles zu gegebener Zeit und im ordentlichen Verlauf.

Vor unserem Abschied nahmen wir eine letzte frische Speis' und Wasser an Bord. Fünf schwarze Schiffe waren im Hafen über die Toppen geflaggt, darunter das Admiralsschiff Trinidad des Generalkapitäns und die San Antonio seines Stellvertreters, des Generalinspektors der Expedition, Don Juan de Cartagena. Und das war der Bastard, wohl zu wissen, oh, wir wollen es nicht vergessen. Die San Antonio war die größte Karavelle der Armada. Es mochte seine guten Gründe haben, warum Magellan für sich das kleinere Schiff gewählt hatte, aber bitte, darüber soll niemand Auskunft von mir verlangen. Jetzt mal auf den Punkt gefragt, woher sollte ich das wissen? Dem einfachen Seemann gegenüber begründete niemand eine Entscheidung, sei es etwas hoch Bedeutsames, wie die Wahl des passenden Achterdecks, oder bloß eine Kursänderung. *Eine* Vermutung hätte ich allerdings, falls du mich ernstlich fragen würdest, Jungfer Peerke; du ahnst es doch, vor dem Mast lebten wir förmlich von Vermutungen. Jeden Tag tauschten wir mehr Vermutungen aus als Läuse. Anders als der adelige Seemann Don Fernando nahm der Höfling Don Juan seinen halben Hofstaat mit auf die Reise,

und der war am besten auf dem größten Schiff unterzubringen. Ich übertreibe nicht, wenngleich es schwer zu begreifen ist, ein Viertel der Besatzung bestand aus den Dienern des Dons. Vielleicht war die Angelegenheit so einfach und hatte nichts weiter zu bedeuten.

Außerdem empfing Juan de Cartagena ein höheres Salär vom spanischen Hof als der Generalkapitän, ungewöhnlich genug und Anlass für allerlei Gerede, und von daher vielleicht auch der Anspruch auf das größere Schiff, ja *tum Düwel uk*, noch einmal, was weiß denn ich? Sicher ist nur, dass der Bischof Fonseca seine Hände im Spiel hatte, nach dem König der mächtigste Mann in Spanien. Juan Rodriguez de Fonseca, Bischof von Burgos, Erzdiakon von Sevilla, Chef des Indienhauses und Geheimer Rat des Königs hatte bereits Columbus' Reise nach Westindien ausgerüstet, wohl zu wissen, und er hatte dem Entdecker das Leben schwer gemacht; damals war er überdies Beichtvater der Königin Isabella gewesen, und nun sorgte er mit zunehmendem Alter gründlich für das Fortkommen seiner unehelichen oder außerkirchlichen Adelssippe, der böse alte Stecher und Erzkatholik.

Die Karavelle San Antonio hatte 44 Mann als Besatzung, und davon, ich rechne es euch aus, waren allein zehn Leute für die Bedienung ihres noblen Kapitäns zuständig. Nun, meine Lieben zuhause, ist das nicht maßlos? Die Aufgaben der Leute waren verschiedenster Art, doch wozu zehn Bedienstete gebraucht wurden, um einen einzelnen Menschen über den Tag zufriedenzustellen und über Wasser zu halten, und wäre er eine Art maritimer Pontifex oder ein Neptun, doller als Rasmus und der Klabautermann zusammen genommen, das vermochte ich mir nicht auszumalen. Überdies kamen alle diese Diener, Pagen und Lakaien vom Landsitz des Bischofs Fonseca in Kastilien und hatten keinerlei Erfahrung auf See. Landratten! Blutige Laien im Seemannshandwerk. Dieser Gedanke kümmerte Don Juan nicht, ich glaube, ihn kümmerte in seinem eisigen Hochmut gar nichts, außer seiner eigenen Stellung in der Armada. Der Kapitän der San Antonio lebte auf der Reise wie in einem

Kokon, den er um sich gesponnen hatte und in dem er sich sicher fühlte – gewiss zu sicher. Warten wir es ab. Manchmal sind es Stürme, die uns auf See in Lebensgefahr bringen, oft genug bloß menschliche Leidenschaften oder Nachlässigkeiten, die der falschen Zufriedenheit entspringen.

Es gab noch einen zweiten Mann aus der weitläufigen Fonseca-Familie, der neben Don Juan ein hohes Amt ausübte, das war Antonio de Coca, der zum Zahlmeister der Armada ernannt worden war. Irgendwann, reichlich spät auf See, waren mir die Verhältnisse klar, der Bischof hatte einen Bruder, und de Coca war dessen Bastard. Sein Rang berechtigte ihn, sieben Diener mit sich zu führen, nutzlose Esser aus Sicht eines Seemannes, eigentlich eine Verhöhnung der Seemannschaft; zusammen mit den Bediensteten Don Juans machte das bereits siebzehn Burschen aus dem Stall Fonseca, die sich auf der Schiffen der Armada eingenistet hatten. Es war diese schiere Zahl, die Don Juans Vertrauen in seine eigene Macht gegenüber dem Generalkapitän beförderte, mit zwei Dutzend Friesen vom Hilligen Eylandt an meiner Seite hätte ich mich auch wie ein halber Seekönig gefühlt.

Fonseca, der Mann im Hintergrund, der alle Fäden zog, hatte daran noch nicht genug. Neben Juan de Cartagena gab es zwei weitere spanische Kapitäne in der Armada der Molukken, Gaspar de Quesada und Luis de Mendoza. Der Bischof bezeichnete sie ungeniert als »seine Diener«. Al Gharb sagte in einer ruhigen Minute zu mir: »Grotesk, dieses Personal, schlimmer kann man die Autorität des Generalkapitäns nicht untergraben.«

Ich fragte: »Und was folgt für Euch daraus, Meister?«

»Für *uns*«, sagte al Gharb. »Was folgt für uns? Wir sollten nicht hier sein, Bursche. Seefahrt ist schlimm genug, aber dies? Der wirkliche Kampf wird nicht gegen Wind und Wetter gehen. Auch feindliche Eingeborene sind nicht das schlimmste Element. Don Juan und seine Gefolgschaft werden die Herrschaft der Schiffe übernehmen wollen. Das wird die erste Schlacht sein, und es gibt nichts Fürchterlicheres als Bruderkriege, junger Hilliglandiner. Es wird ein großes Morden.«

Eine Antwort, die man nicht alle Tage hört. Schön und gut, damit habe ich bereits mehr als eine Behauptung gegen Don Juan vorgebracht, die mir niemand an Land glauben wird; überhaupt ein Wort über einen Mann von derart hohem Stande zu verlieren, unantastbar wie er war, ist mir Anmaßung genug. Aber ich hatte den Don Juan bereits bei Frau Mette in Amsterdam getroffen, wir teilten das gleiche Badewasser und schauten dieselben Badejungfern, die warmes Wasser nachgossen, um nur das zu erwähnen; unwahrscheinlich, wie es mir jetzt selber vorkommt, finde ich doch, dass mich diese Zufallsbekanntschaft zu ein paar kleinen Bemerkungen über den großen Mann berechtigt.

Und von alldem ganz abgesehen, wir, das Kielgesinde, mit dem keiner der Achtergasten sprach, außer es hagelte Befehle, wir maßten uns nun einmal an, die Gedanken der Kapitäne zu kennen, vor allem die verkehrten Annahmen, Sichtweisen und Berechnungen, die falschen Vorlieben und schrägen Ticks und unbegründeten Abneigungen gegen unseren gesunden Menschenverstand. Die misslichen und ärgerlichen Kopfgeburten des Achtergasten zogen gewiss mit dem Seewind zu uns ins Vorderkastell, geradeso wie die schlechten Gerüche von der Kochstelle, dem *Fogon*, wenn das Pökelfleisch verdorben und gebraten und die Linsensuppe böß geraten war. Wir mussten nur die Nase in die Luft halten, um Bescheid zu wissen. Denn ist es nicht merkwürdig? Der Segelwind bläst stets vom Achterdeck zum Vorderdeck, ebenso wie der Küchenwind. Wäre es anders herum, säßen gewiss die Achtergasten mit neuem Namen im Bug. Was aber die Bequemlichkeit anlangte, so fand sich alles Gute bei ihnen, während für uns, das Gesinde vor dem Mast, alles gut genug war, und ein Schlafplatz unter der *Tilla*, dem überdachten Teil des Vorderkastells, uns bereits wie Kammer und Kojen dünkte.

Lassen wir das für den Moment auf sich beruhen und wenden wir uns wieder dem Anblick der Flotte zu. Trotz ihrer Schönheit in den Formen strahlten die Schiffe eine Ernsthafigkeit aus, die auf schweres Wetter zielte. Wir alle hassten das Schwarz, das von einem mehrfachen Anstrich mit Pech herrührte, genauer mit Ongel und Harpüse, das habe ich dir schon auseinandergesetzt,

liebe Jungfer; doch eines Tages würde uns der Anstrich vielleicht das Leben retten, und so ließen wir uns nolens volens darauf ein, als Trauerklöße übers blaue Meer zu fahren. Unser größter äußerer Feind, soweit wir bislang vorausblicken konnten, war nämlich der *Terredo*, der Holzbohrwurm aus den warmen Gewässern. Das Pech würde uns die Schiffspest vom Leibe halten, wenngleich nicht unverbrüchlich, so dass Gebete und die Hilfe der Stella Maris zusätzlich vonnöten waren, um dem teuflischen Gesellen Paroli zu bieten.

Waren Taue und Planken bemalt wie Witwen und die Kajüten des Gottseibeius, so setzten wir alle Anstrengungen in den Rest, um ihn für den Abschied kunterbunt zu dekorieren, und es schwamm ein Wald von Wimpeln und Fahnen durchs Sevillaner Wasser, als ob es wirklich ein glorreicher Tag wäre, was wir alle wohl glauben sollten. Als Flaggschiff fuhr die Trinidad außerdem die kaiserliche Standarte und den *Farol*. Letzterer war eine große Laterne, die ganz am Heck aufgestellt war. Diesem *Farol* und seinen Signalen hatten die anderen Schiffe bei Nacht zu folgen, und zwar ohne Widerspruch und auf das Genaueste. Insofern war der Farol, mehr noch als die Standarte, das Sinnbild dafür, wer die Macht in der Armada sein Eigen nannte.

Bislang war die Signallaterne nicht in Gebrauch, denn unter Land gab es keine Nachtfahrten, und noch blieb die Rivalität, von der allenthalben gemunkelt wurde, unter dem Deckel, damit meine ich den Machtkampf zwischen dem Generalkapitän und seinem Stellvertreter, dem hochwohlgeborenen spanischen Bischofsspross. Beide, Don Fernando und Don Juan, waren ohnehin nicht an Bord ihrer Schiffe, sie würden erst einige Tage später in Sanlúcar de Barrameda zu uns stoßen. Zu diesem Zweck würden die Kapitäne die Langboote verwenden, die sich nicht an Deck der Karavellen befanden, sondern weiterhin vertäut im Hafen lagen. Vorerst ging es mit uns nur zwanzig Leguas oder sechzig Seemeilen den Guadalquivir hinunter bis zur Mündung. Die letzten Vorbereitungen der Expedition würden dort in dem kleinen Atlantikhafen erfolgen, und man würde auf günstige Winde warten.

Viele Leute haben die Natur der günstigen lokalen Winde beschrieben und sich mit dem Wissen hervorgetan, wann sich die Karavellen ebenso reibungslos und gewisslich ins Meer ergießen sollten, wie es die Wasser des Guadalquivir tun. Ob sie bloße Schwätzer sind oder der Seemannschaft zugeneigt, erkennt man daran, wie sie die Barre berücksichtigen, die Untiefe, die für gewöhnlich allen Flussmündungen eigen ist. Nicht nur der Wind muss richtig stehen, auch die Tide muss stimmen. In Sanlúcar läuft man bei Hochwasser mit dem Westwind ein und segelt mit dem Ostwind ab, aber dazu komme ich noch. Erst einmal hieß es, Sevilla Hurra, Ahoi und Adieu zu sagen.

Ahev vnd Adiev!

Salutschüsse

Was mit Trommeln gewonnen wird,
geht mit Pfeifen wieder dahin.

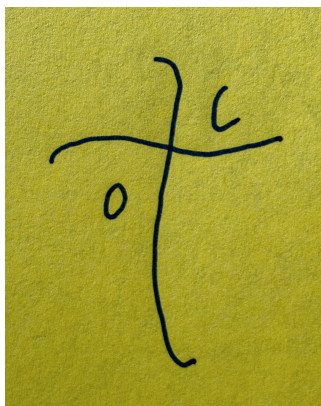
(aus den Lebensweisheiten der Landsknechte)

Die Armada der Molukken schob sich am Morgen von ihrem Liegeplatz im unscheinbaren Holzhafen vorsichtig in den Strom und weiter in das Hauptfahrwasser des Guadalquivir. Der spanische Name des Flusses verriet das maurische Erbe Sevillas. Guadalquivir, Wadi al Kabir, großer Fluss, wobei, die Elbe bei Hamburg ist 'ne Ecke größer, möchte ich anmerken. Gleich darauf passierte die Armada den *Torre del Oro*, den Goldturm, in dem die Schätze Amerikas gespeichert sind. Genauso gut könnte man Sevillas Schatzhaus den Bluturm nennen, denn nach allem, was ich gehört habe, sind für ein Pfund Gold, das hier lagert, tausend und mehr Pfund Blut der fremden Indianer geflossen. Und schwarzes Blut der Sklaven aus Guinea. Und blaues Blut der Konquistadoren, auch das, wenngleich es wenig beitrug zum Aderlass. Wo Schwert und Lanze nicht hinreichten, da hetzten die christlichen Eroberer Bluthunde auf die indianischen Völker, damit der rote Saft fix und flott blieb und das Gold gehörig floss und nicht ins Stocken geriet.

Nur gut, dass meine liebe Mutter auf dem Hilligen Eylandt dergleichen noch nicht vernommen hat; ihr Reich sind Kirschsaft und Rote Beete und blutlose Dorschleber, und ich denke, sie verträgt nicht so viel von dem hier gemeinten Aderlass, wie ich ihn notgedrungen verdauen musste. Eine Bemerkung, die ich mir nicht verkneifen konnte, unbekömmlich und empörend wie sie ist, mit und ohne Ironie; jetzt muss ich mir einen Knoten ins Schnupftuch machen, damit ich sie wieder streiche, bevor ich diesen Bericht versiegele.

Armada der Molukken nannten wir uns also, und über die Molukken habe ich dir bereits viel geschrieben, meine liebe Jungfer daheim auf der Roten Klippe. Wir nennen sie auch die Gewürzinseln, *Las Islas de las Especias*, und darum ging es, nämlich den Seeweg zu den Molukken über die spanische Hälfte der Erde zu finden, um der Spezereien habhaft zu werden. Auf den Inseln im fernen Osten der Welt wollten wir die Schiffe mit ordentlichen Ladungen an Gewürznelken füllen und damit bei der Rückkehr nach Spanien die ganze Expedition, einschließlich meines geringen Lohnes, im Handumdrehen finanzieren, und obendrein wollten wir davon noch dem Kaiser und seinem Tresor eine Freude machen.

Mannschaften waren bis auf den letzten Tag zwischen den Karavellen hin und her getauscht worden. Mein grönländischer Bruder Qivitoq und ich befanden uns mittlerweile auf der Trinidad, in der Nachbarschaft des Magisters Nureddin al Gharb. Wir hatten uns rasch noch ein Kreuz, Sonne und Mond auf die Brust tatauieren lassen, falls wir wider Erwarten doch an fremden Küsten sterben würden, der übliche Hinweis, damit sichergestellt war, dass wir ein christliches Begräbnis erhielten. Wenn der Hirte Vieh markiert, um Zweifel auszuschließen, wer sein Besitzer ist, warum dann keine Markierung für Jesu Schäfchen?



Al Gharb, der Mauriske, also ein getaufter Ungläubiger, besaß wohl kaum eine solche Tatauierung, er diente auf dem Flaggschiff als Unter-Astrologe, wobei ich nicht überrascht wäre zu hören, dass der vom Kaiser eingesetzte Chef-Astrologe der Armada mehr von dem Wissen meines Magisters profitierte als umgekehrt. Oder stellen wir das gleich klipp und klar richtig, liebe Jungfer Peerke, ich würde meinen Kopf darauf verwenden, dass al Gharb der klügste Mensch auf unseren Schiffen war – und vielleicht nicht nur an Bord, sondern auch die Stadt Sevilla in den Vergleich mit einbezogen.

Der berühmte Astrologe und Kosmologe Rui Falero – auch portugiesisch Ruy Faleiro – hatte in unseren Tagen mehrere Verfahren ausgetüfelt zur Bestimmung des Längengrads, was das größte Problem der Navigation auf hoher See darstellte. Faleros Tafeln waren der neueste Stand in der kosmologischen Kunst, und nur wenige Achtergasten waren in das Geheimnis eingeweiht. Mein Lehrmeister Nureddin al Gharb kannte sie ebenso gut wie der Generalkapitän, und er hatte mir gegenüber bereits einige Schwachstellen angedeutet, die er in Faleros Kalkulationen gefunden hatte, besonders, wenn es in den tiefen Süden ging.

Du aber wirst nichts von schwierig zu fassenden Längengraden wissen wollen, dieweilen du auf der Klippe gut und gern ohne sie auskommst; dir wird etwas Drittes zu denken geben, Jungfrau, so du meine armen Worte und Zeitungen auf dem Hilligen Eylandt in der gehörigen Reihenfolge vernommen hast, denn ich war eigentlich auf die San Antonio bestimmt. Nun hatte aber die Karavelle unter dem Kommando des kaiserlichen Komturs Don Juan de Cartagena in den letzten Tagen noch einen Schub an spanischen Seeleuten dazu erhalten, was dem Kapitän in seiner höfischen Blickweise sehr willkommen gewesen war, hatte er doch seit Monaten auf mehr Spanier unter den Besatzungen der Armada gedrungen.

Es gingen mannigfache Gerüchte unter den Mannschaften und Hafenarbeitern, die will ich gar nicht alle ausbreiten, ich hatte bessere Quellen. Später einmal, als wir ganz vertraut miteinander waren, sprach der Magister al Gharb offen zu mir.

Er hatte sich wiederum mit einem andren Achtergasten ausgetauscht, es war niemand anderes als der Ritter Pigafetta. Und Don Antonio, der Ritter, hatte bei der Gelegenheit in die gleiche Kerbe gehauen. Er sagte zu al Gharb: »Ich weiß nicht, warum die Kapitäne Magellan hassen, außer dem Umstand, dass er Portugiese ist und sie sind spanische Herren.«

Also, bitte, so viel war mir über das Leben und Weben in der weiten Welt gegenwärtig, auch wenn mich zuletzt die blonde Rosana mit der Warze wieder ihren *kleinen Juanito* genannt hatte. Gewiss fanden sich Rosana und ihre Freundinnen ebenfalls unter der jubelnden Menge an den Ufern, und ich hätte gerne gewusst, an welchen ihrer Favoriten sie jetzt dachte, an mich oder womöglich an Georg den Zwerg von Azamor?



+++ Was ich hier endlich einmal als einen weiteren Merkposten für mich in meine armseligen drei Kreuzchen setze: Es drängt mich, auch meine zufälligen Begegnungen und Begebenheiten mit den Frauen niederzuschreiben, kreisten doch unsere Ge-

danken auf See unaufhörlich um jene Hälfte des Menschengeschlechts, dem der Aufenthalt auf den Schiffen versagt war. Die Abwesenheiten, das versuchte ich mir klar zu machen, waren der stärkste Beweggrund für die Einbildungskraft der getauften Seele. Ob es nun der liebe Gott, die Stella Maris oder die geliebte Jungfer Peerke auf der Roten Klippe waren. Nie schienen die Frauen größer, schöner und verschlingender als nach einigen Wochen auf See. Und das musste nicht unbedingt etwas Gemeines bedeuten, wenn es auch ein Stachel im Fleisch war.

Was ich zugeben will und was Qivitoq und ich oft genug auf unserer Reise erlebt haben: Die Not macht den schwachen Mann gemein. Deshalb wäre es Unsinn, zu bestreiten, dass ich auf den Schiffen genügend Satansbraten und ihre höllischen Zoten an meinem Ohr gehabt habe. Aber ich bin ein Friese, jung und stark und frei in meinen Vorlieben, und für meine Wenigkeit halte ich mich an den Amadis, dem niemals ein abschätziges Wort gegen das andere Geschlecht über die Lippen kam, ganz im Gegenteil, vom ihm kann man nicht nur das Drachenstecken, sondern auch die Schmeichelei, die von Herzen kommt, und das galante Geschwätz, das auf der flinken Zunge wohnt, erlernen. Beides nützt zu Tisch wie Salz und Zucker. Für meine Wenigkeit nehme ich in Anspruch, dass mein Gedankenkreisen nichts mit der Eintönigkeit und der mechanischen Gewalttätigkeit von Mühlenflügeln zu tun hatte; nein, kein einfaches Hin-und-Her, Rein-und-Raus und noch verquer, vielmehr war ich auf meiner Reise, al Gharb und Qivitoq ausgenommen, zu niemandem so ehrlich und zugleich doch so unehrlich wie zu den lieben Frauen.

Ganz gewiss habe ich auf meiner unfreiwilligen Seefahrt an jedem Tag mehr an die Jungfer Peerke gedacht, als an die Läuse auf meinem Kopf, obwohl mich die Schar meiner Hintersassen an jedem Morgen voll Eifer grüßte. Und das will ich auch getreulich in meinem Bericht stehen lassen, die Jungfer Peerke soll es nur allzu gerne erfahren. Doch nun kommt's. Welchem sonstigen Frauenzimmer, sei es von roter, gelber oder weißer Haut und entsprechendem Temperament, ich darüber hinaus näher

gekommen bin, davon will ich lieber zu Hause keine Kunde geben, aus Sorge, dass es nicht so aufgefasst werde möge, wie es gedacht und gewesen ist. Besonders verdächtig könnte vor forschenden Augen und Ohren sein, dass ich nicht vorhabe, meine Liebschaften und Schmeicheleien auch nur mit einem schlechten Wort zu verraten. Oh nein, denn am Ende waren es stets weltliche Messen, und sie haben meine Seele getröstet und gestärkt wie nur irgendein Bibelwort der Pfaffen in Gottes heiligen Hallen. Zufällig waren meine Begegnungen gewiss, denn ich habe die lieben Frauen und Jungfern nie gesucht, und also waren es jedes Mal von Grund auf merkwürdige Begebenheiten, in die ich geriet; es ging mir nicht anders als jenen drei Prinzen aus Serendip, die in die Welt auszogen und an allerlei Orten etwas Eigentümliches fanden, so ausgemacht gut, dass sie es als Glück bezeichnen mochten, obwohl sie gar nie danach gesucht hatten.

Etwas finden, ohne es zu suchen, diese Einfügung gerät mir länger als ich es beabsichtigte, und Serendip wird von anderen klugen Leuten auch Ceylon genannt, was wiederum andere kritisierten und meinten, die Prinzen wären aus Sri Lanka gekommen, und nicht zuletzt wird es auch Trapobana geheißen, doch Schluss nun mit der Cornucopia der Geographie; dafür will ich noch etwas Drittes anhängen, denn andererseits glaubten mir die lieben Frauen nie, wenn ich bei einer Begegnung anfänglich Abstand von ihnen zu nehmen gedachte, obwohl das zuerst noch jedes Mal meine ehrliche Absicht gewesen ist. Ja, sakra, ist das nicht keck? Und was machte sie in ihrem Verhalten so sicher?

Im Nachhinein meine ich, die Jungfern und Niemandswitwen waren alle vielmals klüger als ich und wussten besser über mich Bescheid als ich selbst. Mir gelang dergleichen nur beim Fischen: Ich wusste, wo der Hering stand, und was ihm schmeckte und hatte ihn dann am Haken. Doch was ist der Hering gegen einen friesischen Fischer mit seinem freien Gemüt? Gerade deshalb kannten mich die Jungfern. Und darum soll man die lieben Frauen, nicht einmal die Hamburger Grünen Kühe, gewiss nicht das schwache Geschlecht nennen, sondern mit guten Gründen

das kluge Geschlecht. So ging es bereits mit unserm Herrn Jesus und der Eva aus den Evangelien zu, jener Maria Magdalena; der Pfarrer Neocurus nennt sie in St. Nicolai außerdem eine arge Sünderin, in einfachem Deutsch eine Metze, doch diese Ansicht, Verzeihung, achte ich für nichts. Maria Magdalena war vermögend und klug, und sie wusste, was zu tun war. Nicht weniger als die Frau Mette in Amsterdam mein Bestes im Sinn hatte; so tat Maria Magdalena, obwohl der Herr Jesus als Schiffer an Land niemals etwas von ihr verlangte, was er aber ruhig hätte machen sollen.

Und weiterhin in meinen drei Kreuzchen, um sie endlich abzuschließen: Mir liegt sehr viel daran, der Jungfer Peerke mein Schicksal und meine Liebe mitzuteilen, doch Ärger macht einen schlechten Zuhörer, und ich fürchte ein wenig, dass sie mich andernfalls, so ich keine klugen Auslassungen vornehme, die der Gewitztheit ihres Geschlechtes ebenbürtig sind, also dass sie in dem Falle etwas missverstehen und sich gehörig aufregen möchte, woraufhin der Rest meines Berichtes vielleicht zu Schaden kommen würde und in einer staubigen Ecke des Kramladens, den ihr Vater betreibt, sein Ende finden könnte, ohne weiter entziffert zu werden. Das muss nicht sein.

In gewisser Weise, die, Gott sei's geklagt, nicht gewollt ist, sondern den Umständen geschuldet, tue ich der Jungfer Peerke in diesen Papieren ständig Unrecht, denn sie hat zu allem, was ich vorbringe zu schweigen. Wie gern würde ich ihre liebliche Stimme hören, ob Lob oder Tadel, doch es ist nicht möglich. So viel ich nun aber von ihr rede, so tue ich ihr doch unbeabsichtigt auch Gewalt damit an, denn im wirklichen Leben dürfte ich sie nicht zur Stummheit verurteilen, noch hätte ich das Recht, mich ungefragt an ihre Brust zu werfen, wie es in dieser Beichte meine Gewohnheit ist. Dann bitte ich an dieser Stelle die Himmelskönigin darum, dass die Jungfer bei der Lektüre so stark und klug bleibt, wie ich sie kenne und schätze und liebe. +++



Qivitoq und ich, um die Geschichte vom Tag unserer Ausfahrt für euch auf der Insel verständlich und der Reihe nach zu berichten, wir Ausländer und Nimmersatt, mein treuer Gefährte und nun unser Bordhund, waren auf das Flaggschiff transferiert worden, worüber wir uns glücklich schätzten, wussten wir uns doch nunmehr in der Nähe des Kosmologen al Gharb, unseres Schulmeisters in allen Fragen, das Wasser, die Himmel und das feste Land betreffend. Außerdem war es mir lieb, nicht mehr in der gleichen Wache zu dienen wie ein gewisser holländischer Marynero, Jehann van Houten, ein ewig hungriger Mensch, beinah ein Schnapphahn, der einen Hass gegen mich gefasst hatte, ohne dass ich ihm willentlich dazu Anlass gegeben hätte. Wie die Umstände lagen, gab dieser vermaledeite Seemann mir die Schuld daran, in den Dienst der Armada gepresst worden zu sein. Stimmt doch gar nicht. Soll ihn der Herrgott aus den Wolken anpreien und auf seine Flüche pissen.

Ein Schiffskind der Trinidad von besserer Natur sollte ich Jehann van Houten gegenüberstellen: Gonzalo de Vigo. Er begegnete mir stets freundlich, obwohl daraus nichts Besonderes erwuchs, und wenn wir uns nicht übermäßig für einander erwärmten, erzählte ich ihm doch manche Vertraulichkeit, es wird nirgends getratscht wie auf einem Schiff. Niemals hätte ich vermutet, dass dieser Marynero am Ende meiner Reise einmal Bedeutung für mich gewinnen sollte, und doch war es an dem, als ich auf der Insul Cebú ein Don wurde.

Er war ein Abkömmling der Goten in Spanien, hoch gewachsen, mit dunkelblonden Haaren, die ihm in anmutigen Wellen bis auf die Schultern fielen, und einem goldgelben Bart, der zwei Reihen perlweißer Zähne enthüllte, wenn Gonzalo lächelte. Es war ein schüchternes Lächeln, das mir zwischen all den vorlauten und derben Naturen an Bord gefiel. Der leise Gote Gonzalo wusste um die Sehnsucht nach der Jungfer Peerke, doch nutzte er meine Schwäche nicht aus.

»Ich drücke die Daumen«, pflegte er zu sagen. »Obgleich ich froh bin, dass mich die Liebeskrankheit verschont. *Madre de Dios!*« Heilige Muttergottes!

Darauf gab ich zurück: »Das kommt, weil du den blauen Krokus nicht kennst.«

Was das nun zu bedeuten hatte, konnte Gonzalo nicht ausmachen, doch er war verständig genug, mein Reden als Gefühl zu nehmen und zu respektieren. Was bei Gott – oder bei seiner himmlischen Mutter – eine seltsame Ausnahme unter dem Kielgesinde abgab.

Kommandos schollen über die Decks aller fünf Karavellen, Geschützpforten öffneten sich an den Bordwänden, und die Kanonen wurden ausgerannt. Sie grüßten nach beiden Ufern des Guadalquivir – auf Steuerbord zur Kathedrale hin und auf Backbord zu unserem alten Seemannsviertel Triana. Noch einmal war alles still, bis vom Heck unserer Trinidad ein Trompetensignal ertönte. Jetzt trat Andreas von Bristol in Aktion, ein sommersprossiger, rothaariger Engländer und der Chef-Lombardier oder Obergeschützmeister des Flaggschiffs. Sein Platz war am Geländer des Achterdecks, das uns wie eine Bühne gegenüber stand und wo sonst der Kapitän zu kommandieren pflegte. Ein weiterer schneidender Befehl, und überall legten die Kanoniere mit ihren Helfern Hand an, um eine Salve abzufeuern.

Der Kanonendonner rollte durch die Straßen und Plätze der Stadt und schreckte die Tauben auf, die in einem großen Schwarm über den roten Dächern flatterten. Und wie ein Echo brandete das Geschrei der Menge über den Fluss. Als die Massen der Gaffer zusammen mit der Artillerie wieder schwiegen, füllte süßes Glockengeläut die plötzliche Stille und betörte die Luft. Ich stand auf dem Vorderkastell und kraulte mit der Rechten den Nimmersatt, um ihn zu besänftigen. Er hatte sich zwischen mich und Qivitoq gedrängt und drückte sich gegen mein Knie. Der ganze Hund zitterte und ließ sich vom Glockengeläut nicht beruhigen, vielmehr waren seine Nerven noch von Kanonenschlag und Pulverdampf zerrüttet.

Ich dagegen war für die geistlichen Töne empfänglich, ja, ich fühlte mich zum ersten Mal in meinem Leben ganz persönlich gemeint, was in gewisser Weise auch zutraf, galt das Geläut doch allen knapp dreihundert Seelen der Armada und somit

in kleiner, aber noch merklicher Dosierung auch mir höchst selber. Der Schiffsjunge Manoel – der selbsternannte Freund des Zwergs von Azamor – schien ähnlich zu empfinden; seine rosigen Wangen glühten vor Begeisterung, und er war am Niedergang vor dem Achterdeck in lebhafter Unterhaltung mit zwei anderen Moses'sen begriffen, Lázaro de Torres und Zedinho, einem Jungen aus Portugal. Hatte Manoel blondes Haar, so dass ihn die Spanier auch den lustigen Goten nannten, so war der Schopf seines Kameraden Lazaro von einem bläulichen Schwarz, zusammen waren sie die reinste Augenweide unbekümmerter Jugend.

Ein, zwei Schritte von der Gruppe getrennt stand das jüngste Wasserküken, Aurelito. Er war nicht in die spaßige Unterhaltung der anderen einbezogen. Aurelito war ein Mischling, die Haut von eher dunkler Schattierung, dabei hatte er ein hübsches Gesicht. Seine Gestalt erschien lang und schlaksig, trotz seines minderen Alters war er so groß wie Manoel, doch verbarg sich hinter der Größe eine kleine, ängstliche Seele. Gerüchte gingen um, er sei ein Sklave, in jedem Fall nahm er eine zwitterhafte Stellung unter der Mannschaft des Flaggmanns ein.

Zedinho, der weitere Moses, war von unscheinbarem Äußeren, gekrönt von einem dunkelbraunen Strubbelkopf, und mehr in sich gekehrt als seine lustigen Kameraden, obwohl er sich anstecken ließ und an ihrem Gespräch teilnahm, anders als Aurelito. Der kleine Portugies' hoffte, von dieser Reise mit einer Prise oder einer sonstigen Belohnung zurückzukommen, besser vermochte er sich nicht auszudrücken, es war der brennende Wunsch, seiner armen Mutter und den beiden Schwesterchen in ihrem Elend zu helfen. Das war gut gemeint, doch ob es gut gemacht war, musste die Zukunft zeigen, ich hatte da meine Zweifel. Seeleute müssen gewisse Stärken ihr eigen nennen, um in ihrem Handwerk zu bestehen. Körperliche Kraft ist nie zu verachten, doch es kann auch etwas Geistiges sein. Ein Spaßvogel, ein Seelentröster, ein Geschichtenerzähler, sie werden unter den Schiffskindern ihren Platz finden – geschehen kann trotzdem genug auf See.

Aber diese Betrachtung führt mich im Moment zu sehr ins Allgemeine. Es genügt zu sagen, dass ich eine vage Beklemmung hatte, was Zedinho betraf, denn Stärken konnte ich an dem armen Wasserküken nicht erkennen. Mehr Gedanken machte ich mir über die lebenssprühenden Kajütwächterlein Manoel und Lázaro. Es ist ein Unterschied zwischen lustigen Knaben und einem mit allen Wassern gewaschenen Spaßvogel, um den man sich nicht zu sorgen braucht. Ich schaute genauer auf die beiden Moses'se, weil die Erfahrung mir eingab, dass diese göttlich naive Unbekümmertheit nach wenigen Wochen, wenn nicht schon Tagen unter Segeln verschwunden sein würde.

Ein geflügeltes Wort besagte: Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod.

Dem Seemann geht es wie dem Klosterbruder: Wenn ihn die schwarze Galle packt, singt er seine Lieder mit doppelter Inbrunst. Nie verlässt ihn auf See die Sehnsucht nach dem Hafen, doch beide Brüder teilen ein Schicksal: Auch das Kloster ist ein Schiff, das stets von neuem bestiegen werden will. Kloster und Meer geben niemand mehr her. Viele Küsten raunen uns die Botschaft zu, nur einen kleinen Trost haben wir Maryneros, dass wir am Ende der Reise nicht durch ein Unglück auf See schlechter gestellt sind, was den Knochenacker betrifft. Das macht die Tatauierung, unser Heuer-Kontrakt mit dem HERRN.

Wie von einem Magnetismus geleitet, glitt mein Blick aufs Achterdeck und da ganz auf die Steuerbordseite. Dort stand Judas de Burgos, die Hände fest auf der Reling. Ich war mittlerweile – als einziges sicheres Faktum – über seine Eigenschaft als Supernumerar auf der Trinidad im Bilde. Zu Deutsch hieß das *überzählig*, wenn ich al Gharb glauben durfte (ich übersetzte seine Antwort für die Jungfer, meine getreue Leserin, aus dem Spanischen, mein Meister hatte doch keinen blassen Dunst von unserer wirklichen Sprache, immerhin beherrschte er eine Art Holländisch, das half uns gelegentlich, doch brachte es genauso gut neue Verwirrung hervor, manchmal denke ich, das ganze Leben ist eine Verwirrung). Einen Supernumerar also stellte Judas de Burgos dar, und zwar in dem Sinne, dass so ein

Mensch allerdings von gediegener Stellung in der Gesellschaft zu sein hatte und folgerichtig als Achtergast mitfuhr, dass er aber keineswegs in die Hierarchie und die Abläufe des Schiffsbetriebs eingebunden war. Der Ritter oder Cavaliere Pigafetta war ebenso ein Supernumerar. Von ihm hatte ich den Eindruck, dass der Generalkapitän ihm die Aufgabe zugewiesen hatte, ein besonderes Schiffstagebuch zu führen, das neben den *Roteiros* der Piloten zu glänzen hatte. Zu welchem Behufe nun aber Judas de Burgos an Bord war, das erschloss sich mir nicht.

Oder vielleicht doch. Es gab Gerüchte. Er trug seine übliche schlichte Kleidung, wie ich ihn das eine oder andere Mal im Mühlenhafen gesehen hatte, ein Tuch ganz in Schwarz. Sein bleiches Gesicht schien als ein Oval unter der Kapuze. Eine Ordenstracht war das jedenfalls nicht zu nennen. Trotzdem hieß es unter dem Kielgesinde, er sei ein Dominikaner. Um den heiligen Zweck zu erfüllen, dürfe er auch die Ordenstracht für den Ausflug ins Weltliche eines Schiffes ablegen. Der Zweck heilte nämlich die Mittel, soweit man einen direkten Draht ins Oberstübchen der Schöpfung hatte und mit den Heiligen auf vertrautem Fuße stand. Und es war schlicht nicht vorstellbar, eine spanische Armada über Jahre hinweg ins Blaue zu schicken, ohne dass wenigstens auf einer ihrer Karavellen ein Bluthund des Glaubens mitreiste.

Eine weitere dunkel gekleidete Gestalt trat ihm zur Seite, und ihr Erscheinen trug nicht dazu bei, mich mit den Figuren auf dem Achterdeck zu versöhnen. Es war der Schiffschirurg Juan Morales, ein Mann aus Kastilien, der dem Vernehmen nach zuletzt in Cordoba praktiziert haben sollte. An Land würden der Tross und der Heerwurm ihn einen Feldscher nennen. Sein langer Überrock war fest zugeknöpft, die Verschlüsse von einem stumpfen, schwärzlichen Silber, und auf dem Kopf saß ihn ein Barett von tief grünem Samt. Ein kalter, forschender Blick lag auf dem Treiben, das ihn umgab.

Es hieß bei uns im Vorderkastell, dass er einem Kranken in Cordoba das falsche Bein amputiert haben sollte und dass er bei der Armada angeheuert habe, um der gerichtlichen Unter-

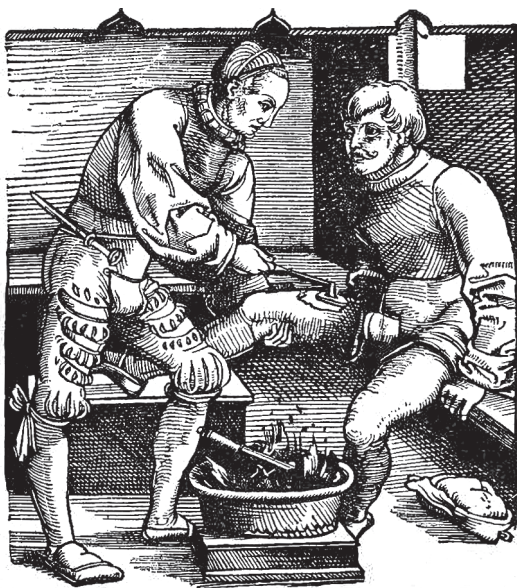
suchung und Verfolgung zu entgehen. Mehr als ein Gerücht war es nicht, auch al Gharb wusste dem nichts hinzuzufügen, doch für unwahrscheinlich hielten wir beide ein solches Unglück und Vergehen nicht; Juan Morales würde mit dieser Scheu, der Gerechtigkeit die Hand zu schütteln, nur eines von etlichen Mitgliedern der Armada sein. Der stete Bedarf an Männern für die gefährliche Seefahrt und die Eroberung Westindiens hatte zu mancherlei formellen und informellen Regelungen im spanischen Königreich geführt, damit ein Untertan des Königs dem starken Arm der Obrigkeit auf dem Festland entgehen konnte, wenn er nur auf einem spanischen Schiff anheuerte.

Was immer als die Wahrheit gelten mochte, vor dem Mast nannten wir Juan Morales den *Gliederschreck*, und das traf eigentlich auf jeden Wundarzt zu, ob er nun das falsche oder das richtige Bein absägte. Beklemmend war noch etwas anderes. Gegenüber dem Ritter Pigafetta hatte er in diesen Tagen die Ansicht geäußert, dass es nützlich sei, den kalten Leib eines Leichnams zu öffnen, um die innere Beschaffenheit der menschlichen Natur zu studieren. Ser Pigafettas Antwort ist nicht überliefert, zumal der Ritter nicht etwa al Gharb davon erzählt hatte, vielmehr waren es einige Schiffskinder, die jenen Brocken der Unterhaltung an Deck aufgeschnappt hatten.

Für mich als Fischer liegt durchaus ein Sinn in dieser Ansicht, jedenfalls ist es nützlich zu wissen, wie ein Dorsch beschaffen ist, wenn ich ihn schlachte, ob ich an den Kiemen mit einem Querschnitt beginne und ihm den Kopf abdrehe, bevor ich ihm den Bauch aufschlitze oder ob ich am Ende des Bauches beginne, wo der After sitzt. Und dann muss ich noch die Leber aus den Eingeweiden rausfischen, und wenn ich Glück habe und die Dorsche zur Fortpflanzung neigen, auch noch Rogen und Milz, und das alles ratzfatzt bei hundert Fischen und ohne die Gallenblase zu treffen, die alles mit ihrem scheußlichen Saft verderben würde. Zu Hause auf dem Hilligen Eylandt schlachten wir nach dänischer Art, also vom Schwanz her in Richtung Kopf. Auf dem anderen Bug sind Dorsch und Mensch jedoch nicht das Gleiche, und es macht schon eine Gänsehaut,

zu denken, dass ein Körper, in dem eine Seele gewohnt hat, aufgeschnitten wird.

Die Kirche hatte die Leichenöffnung eines Christenmenschen verboten, und es war eine Sünde ohne Wenn und Aber. Umso mehr befremdete es mich, wenn der Gliederschreck mit dem Schwarzen Mönch nun in freundschaftlicher Manier zusammenstand, denn dass es an dem Temperament war, konnte ich unschwer aus Mienen und Gesten herauslesen. Sollte das einfältige Gemüt nicht meinen, dass beide in ihren entgegengesetzten Anschauungen Distanz zueinander halten würden? Hatte der Wundarzt angesichts seiner Äußerungen keine Angst, eines Tages hoppla hopp von den Dominikanern geschnappt und zum Autodafé geführt zu werden?



*Es stinkt wie ein kleines Autodafé, wenn die Wunde
ausgebrannt oder kauterisiert wird.*

Die Frage lag nahe, fand ich, und wenn die Antwort darauf die Freundschaft dieser recht unheimlichen Achtergasten nicht hinderte, dann drängte sich mir eine ganz ungute Vorstellung auf. Vielleicht hatten der Wundarzt Morales und der Mönch de Burgos beide in sich den Folterknecht entdeckt, natürlich einzig und allein aus den lautersten und frömmsten Motiven heraus, um den Menschen an Körper wie Seele zu retten. Auf der Stelle tadelte ich mich für diesen dunklen Gedanken. Wollte ich etwa mit solchen Verdachten unsere große Reise beginnen? Sicherlich nicht, doch was half es? Für den Einzelnen war es nicht allein das gesprochene Wort, das sich nicht wieder zurückholen ließ, sondern es waren auch meine unausgesprochenen Gedanken, die ich jetzt im Nachhinein zu Papier bringe, au weia. Was war die Folter? Kein Wort mehr zum Halsgericht. Man soll den Finger nicht in offene Wunden legen.

Ich schauderte und zugleich musste ich meinen Widerwillen gegen diese beiden Figuren über meinem Kopf gewaltsam bezähmen. Sie waren nur zwei von jenen, deren Macht oder Ohnmacht auf den Schiffen ich erst kennenzulernen und zu begreifen hatte. Zwar zählte ich mich zum befahrenen Volk unter den Schiffsgasten und Tautreckern, doch die Hütte des Kapitäns und sein Achterdeck waren auf meinen Koggen nie mit Wundärzten und Vertretern der Inquisition, Astrologen, Dudelsackpfeifern oder Hofnarren besetzt gewesen.

Ich widmete mich wieder Manoel und seinen Freunden auf dem Banjerdeck. Zu viele Blicke lagen auf den jungen Burschen. Auch Zedinho lachte jetzt und schlug in die lustige Stimmung ein. Das Verhalten der Schiffsjungen strahlte auf das Kielgesinde in ihrer Nähe aus, vielleicht hatte Manoel auch wieder einige seiner Possen gerissen, das konnte ich von meinem Platz aus nicht hören. Die Männer lachten, zupften sich an den Nasen, sie zwinkerten mit großen blanken Augen. Einer – es war Felipe de Trocci aus Genua, als Kalfaterer in die Mannschaftslisten eingeschrieben – riss sich eben die rote Mütze vom Kopf und schlug sich damit auf die Schenkel. Es war die gleiche rote Mütze, wie auch Qivitoq und ich sie nun trugen.

Ich hob meinen Blick, und da stand auch der Quartiermeister der Victoria auf dem Achterdeck und schaute gleichfalls dem Treiben der Jungen zu. Doch schien er weniger an den Possen interessiert, auf seiner Miene lag ein Ausdruck, dass ich mich *verfumfierte*, wie die Leute auf dem Hamburger Fischmarkt sagen, also dass ich mich verjagte. Warum Antonio Salamone sich nicht auf seinem Schiff befand, mit welchem Auftrag er nun der Trinidad seine Visite abstattete, das lag außerhalb meiner Kenntnis. Der Quartiermeister war Ende Zwanzig, er stammte aus Sizilien und genoss einen guten Ruf als Seemann. Er war beinahe bartlos, was die Pockennarben auf seinen Wangen besonders auffällig machte, dafür trug er, mehr noch als al Gharb, eine Lockenpracht, die einer Frau zur Zierde gereichen würde.

Der Schiffsmeister hatte in diesem Moment nur Augen für Manoel, und sein Gesicht drückte ein Begehren aus, das ins Unheil führen musste, besonders auf einer Seereise, die eine reine Männerwirtschaft darstellte und wo es kein Ausweichen gab; du liebe Güte, vielleicht verriet Antonio Salamone nicht nur den Eros oder eine blanke Geilheit, sondern sogar eine Zärtlichkeit, mit der ich, um es zu vergleichen, meinerseits nur die Jungfer Peerke daheim anguckte, und auch das wagte ich stets nur für Augenblicke.

Qivitoq stieß mich an. Er war meinem Blick gefolgt. »Ein offenes Buch, dieser Mensch-mik«, sagte er. »Wie wird das enden?«

Ich nickte stumm.

»Wir müssen aufpassen, Pay«, sagte er. »Wenn wir Blutsbrüder sind, soll niemand das falsch verstehen. Denke nur an den Bootsmann-mik der Los Reyes. Und wie er uns genannt hat.«

»Und wie er uns behandelt hat, Qivitoq. Den kleinen Nimmersatt mit eingeschlossen. Und nun ist er an seiner eigenen Bosheit verreckt, verdammich. Den Stich ins Herz hat er mit aller Gewalt gefordert. Du hast recht, großer Jäger von der Frostinsel. Es genügt nicht, dass wir beide wissen, woran wir miteinander sind. Wir können uns nicht unbedacht an unserer Freundschaft wärmen. Ein reines Gewissen ist weniger wert, als man meinen sollte. Es gibt zu viele übelwollende und unbarm-

herzige Gestalten auf der Welt, und es sollte mich sehr wundern, wenn es auf den Schiffen der Armada mit einem Mal anders wäre.«

»Heissa! Wir könnten am Galgen-mik enden«, sagte Qivitoq. »Das muss nicht sein.« Er grinste: »Dafür habe ich dich zu lieb, mein Freund. Ich könnte dich küssen.«

Ich sagte: »Bei Rasmus und dem Klabauter muss ich mich beschweren. Sie haben mir einen Possenreißer an die Seite gestellt, statt einen Bettschatz. Schlimmer als der gute Bekannte des Zwergs von Azamor.«

Qivitoq seufzte: »Du meinst immer noch Manoel, den Buben? Lass gut sein, da bin ich wahrhaftig spaßiger. Der kleine Spanier und der Zwerg, sie kennen das Eis nicht. Das ist der größte Spaß. Aber gut denn, ich möchte mich auch beschweren. In der Wache darf ich nicht mit meiner Harpune antreten. Ich muss sie bei meiner Schlafrolle zurücklassen. Ohne die Harpune-mik fühle ich mich nackt. Igitt, was für'n Schiet.«

»Beten wir zum HERRN, dass du deine scharfe Harpune unterwegs nie brauchen wirst, außer zum Robbenjagen. Oder bei anderen essbaren Wesen, die uns noch unterkommen.«

»Und wenn doch? Vielleicht wird es lustig dabei? Ich kann einen deiner Flöhe-mik auf zehn Schritte festnageln. Mindestens.«

Einmal mehr spähte ich zu dem Schiffschirurgus aus. Er hatte nicht nur zu heilen, sondern gelegentlich auch Strafen zu vollstrecken. Noch während der Werftzeit waren zwei Männer aus dem Schiffsgesinde aneinander geraten und hatten sich mit Messern traktiert. Eigentlich waren Lorenzo de Iruna, genannt der Klotz, und Blas de Toldeo Kameraden und geradezu Spießgesellen, doch was besagte das schon unter Raufbolden? Dieser de Toldeo war auf der Stirn gebrandmarkt, er trug ein Zeichen – es war ein Dach –, das al Gharb mir als ein griechisches **Pi** deutete. Der Raufbold wollte es von algerischen Korsaren erhalten haben, die ihn als Sklaven hielten. Angeblich hatte er versucht zu fliehen und war dafür mit dem Brandeisen bestraft worden. Es mochte stimmen, doch so recht glaubten wir ihm

nicht, zumal das Zeichen ungewöhnlich für christliche Sklaven in Nordafrika war.

Später einmal sagte al Gharb zu mir: »Der Klotz als Opfer? Das will mir nicht recht schmecken. Eher scheint es mir so, dass ihn jemand mit dem Mal als *communis hostis omnium* gezeichnet hat. Also aller Welt Feind.«

Ich sagte: »Für mich hört sich das nicht nach *Feind*, sondern nach *Hostie* an. Böse Menschen sollte man nicht mit lateinischen Namen bedenken. Das könnte einfache Seelen im Unklaren über ihre wahre Natur lassen.«

»Junger Barbar, du hast es hier mit einem Ausspruch Ciceros zu tun. Den alten Römer wirst du nicht ernstlich streichen wollen.«

»Lieber wäre mir ein lebender Römer mit dem Schwert in der Hand. Einer, der uns gegen die verflixten Freibeuter zur Seite steht.«

»Lass dir gesagt sein, Fischer. Ohne geistliches Rüstzeug nützt dir ein Schwert wenig. Auf See überlebst du keinen Tag ohne diese Stütze. Das wirst du nicht ernstlich leugnen wollen. Angefangen bei der Morgenmesse ...«

»Ich will es mir zu Herzen nehmen. Ausgenommen den lateinischen Piraten. Diese Hostie schmeckt *mir* dann nicht.«



Es gab mehr Männer mit Brandzeichen unter den Mannschaften der Armada, so etwa Chawdhury Sundaran aus Goa. Er war der Sklave Luis de Mendozas, der die Santiago führte. Jeder Kapitän der Armada war von einem Menschenpulk aus Dienern, Sklaven und Pagen umgeben. Sie klebten an ihm wie ein Fliegenschwarm an einem schönen Stück Fleisch. Danach erst folgten die Offiziere als Berater und Befehlsempfänger. Der Inder Chawdhury trug ein »G« auf dem linken Oberarm, das erschloss sich leicht als Kürzel für Goa. Selbst ich als Schreibunkundiger vermochte das zu erkennen. Wenn ihr euch an meinen Reisebericht von der

Los Reyes erinnern wollt, meine Lieben, das »G« war einer der vier Buchstaben, die ich mir eingebläut hatte, um das Bonnet in der gehörigen Reihenfolge unter das Hauptsegel zu knüpfen. Nach dem Merkvers: *Ave Maria Gratia Plena*.

Gesegnet seist du, Maria, voll der Gnaden.

Das kann man nicht oft genug wiederholen.

Den indischen Sklaven sollte ich erst im fernen Patagonien näher kennenlernen, als er mich in unserem Winterlager auf die Probe stellte, ob ich denn wirklich nach den Weisungen und Mahnungen meiner lieben Frau Mutter lebte, was den Umgang mit Fremden betraf. Ich meine, er tat das nicht wissentlich, sondern durch sein pures Dasein, also sein Anblick brachte mich ins Grübeln. Meine *Memm* Anna Edlefsen – um sie einmal mit Namen zu nennen – hatte gut reden, denn ihre Fremden waren höchstens Fischer von den umliegenden Küsten, Leute wie du und ich, nur ein wenig arm dran, weil sie kein Hallunder sprachen, aber jedenfalls keine pechschwarzen Goaner, Mohren und Guinesen. *Es do woor, Memm!* – Wohl war!

Trotzdem blieb sie im Recht, der Fremde ist zu allererst ein Mensch, ob mit oder ohne Friesisch, mit oder ohne Locken, ob blau oder braun in den Augen. Mein Bestreben sollte es sein, der guten Mutter keine Schande zu machen und den Fremden, so ich ihm aus zufälligen, äußeren Gründen näher kam, schließlich mit dem Herzen zu suchen. Nicht blindlings, aber wohlmeinend. Bei Qivitoq war es mir gelungen, auch bei al Gharb, doch sollte ich mir darauf nichts einbilden. Dass ich's mir nur eingestehe, bei Männern wie Chawdhury Sundaran de Goa suchte ich nicht mit voller Begehr das Herze, sondern blieb an der Haut und dem Sklavenmal hängen, und ich erhob mich inwendig über sie, nicht ständig, aber zu oft, als ob ich nicht bei unglücklichen Umständen selber ein Sklave des türkischen Reis und der ungläubigen Korsaren werden könnte. Und wöge ich deshalb als Mensch wohl weniger?

Das sind schwierige Fragen, die das Gemüt wie einen Stein umdrehen, ohne dass man auf eine Antwort stieße. Man kann sie noch nicht einmal teilen, ohne Gefahr zu laufen, selbst gebrand-

markt zu werden oder in den Genuss eines scharfen Verhörs bei den Dominikanern zu kommen. In stillen Momenten vermag ich meine wahren und vorgeschobenen Gründe zu trennen und in den Spiegel zu schauen. Selbst die Widrigkeit, dass ich Sorge haben müsste, falls ich frei von der Leber weg reden täte, ist keine vollkommene Entschuldigung für das christliche Gewissen. Allein durch den Umstand, an Bord zu sein, – freiwillig oder gepresst macht da keinen Unterschied – klebt unsündiges Blut an meinen Händen. Indem ich meiner Arbeit nachgehe, halte ich dem Sklavenhalter den Rücken frei. Es beschmutzt meine Seele und ich muss fleißig beten, damit das wieder in Ordnung kommt und der Inselpatron Sönne Klooas mir bei Schlechtwetter die Stange hält und mir seinen Segen erteilt.

Darüber reden konnte ich auf der ganzen langen Fahrt nur mit meinen Blutsbrüdern; und wenn das selten genug geschah, dann lag es nicht zuletzt an mir, denn die Beterei langte mir. Manches Mal stieß ich mich sogar an Figuren wie Chawdhury Sundaran de Goa und meinte, sie sollten mir bloß aus den Augen gehen, weil sie mich ungebeten in Frage stellten und meinen inneren Frieden störten. Ich mochte nicht dauernd Rechenschaft ablegen, nicht einmal im Stillen gegen meine Frau Mutter und später auch nicht im Stillen Ozean, wo ich im ewigen Passat viel Zeit zum Nachdenken hatte.

So selbstsüchtig kann der Mensch sein, und trotzdem hoffen, dass gerade ihm geholfen wird.

Ein **Ge** oder ein **Pi** also zum Merkzeichen. Die Welt hatte viele dunkle Ecken, die von Fluchten und Strafen kündeten, von verdienten und unverdienten, und Blas de Toldeo trauten wir die dunkelsten Verliese zu. Die wenigsten Schiffskinder waren aus völlig freien Stücken an Bord, so viele unbedarfte Naturen trug die Erde nämlich nicht, dass sie alle gern zu uns gekommen wären. Etliche Männer konnten zivile Zwänge und ungünstige Umstände anführen, wie Qivitoq und ich, andere krochen auf der Flucht vor dem Gesetz wie Schiffsratten die Stelling hinauf, wieder anderen wurde die ausgesprochene Strafe durch eine wankelmütige Obrigkeit erlassen, wenn sie sich auf den

Karavellen nach Übersee verdingten. Gut möglich, dass Kapitän und Quartiermeister mehr über die Narbe wussten als wir. Ja, es geschehen noch Zeichen ...

(π)

Später kannten wir die zwei Radaubröder Lorenzo de Iruna und Blas de Toldeo nur noch mit ihren Übernamen, letzterer war *die Narbe*, und der Klotz hatte der Narbe im Streit einen Stich in den Oberarm versetzt. Beide waren vom Profoss vor den Generalkapitän gebracht worden, und Magellans Urteil folgte auf dem Fuße. Der Klotz musste seine Hand an den Großmast legen, und der Wundarzt Juan Morales stieß ihm ein dünnes Stilett durch den Handrücken. Der Übeltäter hatte die scharfe Klinge selber wieder herauszuziehen.

Auf die Weise wird die Bibel recht lebendig und rückt selbst denen, die nicht in ihr lesen, auf die Pelle: Auge um Auge, Zahn um Zahn und Stich um Stich ... Eine Genugtuung für den Schwarzen Mönch, der oft genug mit dem Chirurgus zusammensteht, denn fromme Menschen haben keinen größeren Wunsch als den, ihren Mitmenschen die Frohe Botschaft nahzubringen und unmissverständlich darzulegen. Hautnah, möchte ich wiederum sagen. Und natürlich Widerredner zu markieren ...

Ein weiterer Sklave, von dem ich aber im Unklaren war, ob er ein Zeichen trug, war der Mohr Juan de Guinea. Vielleicht war er sogar getauft und trug ein »Kreuz-Christus-Brandmal« für Notfälle am Leib, nicht anders als wir Seeleute, die wir Kinder der Kirche waren, mochte das angehen? In dieser Welt sollte mich nichts überraschen. Die nächste Frage wäre in dem Falle, ob die schwarze Haut im Gegenzug für ihre Tatauierung wirklich ein christliches Begräbnis bekäme? Ich habe an dieser Stelle schon genug böse Dinge gestreift und möchte nicht darüber reden, wie tote Sklaven beiseite geschafft werden.

Wenngleich sie zum Inventar verschiedener Schiffe gehörten, hatten sich der Goaner und der guinesische Mohr im Mühlen-

hafen von Sevilla befreundet. Bei unserer Ausfahrt sah ich zwei dunkle Gestalten, eine auf dem Vorderkastell der Victoria, die andere über dem Heck der Santiago.

Sie winkten, und erst im Nachhinein sollte mir aufgehen, warum ausgerechnet sie mir in dem Menschengewimmel auf den Decks und an den Ufern aufgefallen waren. Denn sie winkten keineswegs den jubelnden Sevillaner Einwohnern und den Giraffen auf der Flusswiese zu, sondern sie grüßten sich untereinander von Schiff zu Schiff. Als mir das vor Augen stand, begriff ich zugleich den Grund für ihr Verhalten, sie waren zwangsweise Teilnehmer dieser glorreichen Unternehmung, so wie ich; doch ganz eigene Schicksalsgenossen; sie hatten noch weniger Dank und Belohnung davon zu erwarten, ja, ein Erfolg der Magellanschen Expedition würde sie nur tiefer in ihr Los stürzen, während ich doch wieder frei kommen sollte.

Nein, der Jubel, mit dem die Hauptstadt der Conquista uns verabschiedete, galt nicht ihnen, insofern war es vielleicht die menschlichste Regung des Tages, dass die beiden armen Seelen sich gegenseitig anerkannten und grüßten.

In das Treiben auf dem Achterdeck des Flaggschiffes kam bei unserem pompösen Auszug aus Sevilla neue Bewegung. Der Herr der Kanonen, Andreas von Bristol, hatte seinen Platz neben dem Quartiermeister der Victoria. Er kümmerte sich um keine schalkhaften hübschen Buben, jedenfalls nicht im Moment, auch nicht um einen gut gebauten, schlitzäugigen Wilden aus Ultima Thule, sondern er schwenkte seinen Hut, einen schwarzen Kegel mit schmaler Krempe, und gab einen weiteren Befehl. Noch stank es an Deck nach Pulverdampf und vor den Geschützen der Armada wurde es aufs Neue lebendig, obschon diesmal in stiller Weise. An lange Stangen wurden Lappen aus Werg gebunden. Damit fuhrwerkten die Geschützmeister in den Bombarden herum, um sie nach ihrem blinden Schuss zu reinigen.

Ja, wenn alle bösen Dinge auf Erden so leicht ungeschehen zu machen wären wie eine vom Pulverdampf geschwärzte Kanone. Jetzt sah ich, dass der Schwarze Mönch und der Gliederschreck

den Moses Zedinho zu sich gerufen hatten. Worum es ging, vernahm ich nicht und wollte es auch nicht wissen. Er wandte mir den Rücken zu, die Hände samt Mütze hinter dem Leib, und er knetete den roten Stoff. Der kleine Kerl zitterte am ganzen Körper, und dann kam mir Aurelito in den Blick.

Ihn hatte ich mittlerweile als verschüchterten Jungen erlebt, mehr als mir lieb war, den Späßen der Mannschaft ausgesetzt und unfähig, sich zu wehren. Er befand sich in gehörigem Abstand, doch er schaute starr auf das Geschehen und es schüttelte ihn seinerseits. Ich mochte das nicht mit ansehen und hob den Blick nach oben, auf die vielen bunten Fahnen und Wimpel, die heute unser Dach waren.

Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe, so heißt es beim Sankt Matthäus, der mit großer Wahrheitsliebe vom Leben des Herrn Jesus von Nazareth berichtet hat. Manchmal meine ich, der Seufzer könnte glatt von mir stammen ... Wahrscheinlich haben ihn meine biblischen Genossen, die Gefolgschaft der Fischer vom See Genezareth und Trabanten des HERRN, von sich gegeben. Ob Süßwasserfischer oder Fischer von der Nordsee, die salzigen Tränen sind die gleichen. Und das Gewissen macht keinen Unterschied. Halleluja!